







**Ammianus-Verlag**





## DIE AUTORIN



*Martina Kempff* ist Autorin, Übersetzerin und freie Journalistin. Sie war Redakteurin bei der Berliner Morgenpost sowie Reporterin bei *Welt* und *Bunte*, bevor sie für mehrere Jahre nach Griechenland und später nach Amsterdam zog, wo sie mit »Die Marketenderin« den Grundstein für ihre spätere Karriere als Autorin historischer Romane legte. Nach einem Vierteljahrhundert im Ausland kehrte sie nach Deutschland zurück und ließ sich für sieben Jahre in der Eifel nieder. Dort vollendete sie unter anderem ihre Karolinger-Frauen Trilogie »Die Königsmacherin«, »Die Beutefrau« und »Die Welfenkaiserin« und machte sich außerdem als Verfasserin einer einfallsreichen Eifel-Krimi-Serie einen Namen. Heute lebt und arbeitet Martina Kempff im Bergischen Land. In ihren Büchern verbindet sie historische Fakten mit spannender Handlung und setzt ungewöhnlichen und mutigen Frauen ein Denkmal.

[www.martinakempff.de](http://www.martinakempff.de)

## INHALT

Jakoba von Bayern wird auf der Bühne des politischen Geschehens zum Spielball machthungriger Verwandter, die nur ein Ziel kennen: sich Jakobas Besitztümer einzuverleiben. Ein fesselndes Frauenschicksal aus dem ausklingenden Mittelalter; ein Roman, der die erste Hälfte des 15. Jahrhunderts lebendig werden lässt und die unterschiedlichsten Personen der Zeitgeschichte elegant miteinander verknüpft.





Martina Kempff

# Die Schattenjägerin

Das Schicksal der Jakoba von Bayern

*Historischer Roman*





## IMPRESSUM

**Erste Auflage Februar 2017**

**© 2017 Ammianus GbR Aachen**

Alle Rechte vorbehalten. Der Druck, auch auszugsweise, die Verarbeitung und Verbreitung des Werks in jedweder Form, insbesondere zu Zwecken der Vervielfältigung auf digitalem oder sonstigem Wege sowie die Verbreitung und Nutzung im Internet dürfen nur mit ausdrücklicher und schriftlicher Genehmigung des Verlags erfolgen. Jede unerlaubte Verwertung ist unzulässig und strafbar.

Umschlaggestaltung: Thomas Kuhn unter Verwendung des Gemäldes »Jakoba von Beieren«, Holländische Schule, Öl auf Panel, ca. 1600, Sammlung Historisches Museum Den Haag, Foto Reprorex.

Karte: Marco Zanoli

Lektorat: Melanie Kaesler

Korrektorat: Judith C. Vogt

Satz: Michael Mingers

Anhang mit Texten von Melanie Kaesler, Nino Laufens,  
Jennifer Riemek, Judith C. Vogt

Druck: tz-verlag

Printausgabe-ISBN: 978-3-945025-62-8

Ebook-ISBN: 978-3-945025-63-5

[www.ammianus.eu](http://www.ammianus.eu)

[www.facebook.com/AmmianusVerlag](https://www.facebook.com/AmmianusVerlag)





Für Michael Kuhn,  
dem ich dafür danke,  
dass er »Die Schattenjägerin«  
aus dem Dornröschenschlaf erweckt hat





## DRAMATIS PERSONAE

*Jakoba von Bayern*

Letzte Vertreterin des niederländischen Zweigs der Wittelsbacher

### **Jakobas Familie**

*Wilhelm von Bayern*, Jakobas Vater, Sohn von Herzog Albrecht von Bayern, Enkel des deutschen Kaisers Ludwig, Verfechter der feudalen Ordnung

*Marguerite von Burgund*, Jakobas Mutter, Tochter Philipps des Kühnen, Enkelin von König Johann II. von Frankreich und Schwester des Herzogs von Burgund

*Beatrix*, Jakobas illegitime Schwester

*Johann von Bayern* (Johann der Unbarmherzige), jüngerer Bruder von Jakobas Vater, Bischof von Lüttich, später Jakobas Gegenspieler

### **Die Burgunder**

*Herzog Johann von Burgund* (Johann ohne Furcht), Bruder von Jakobas Mutter

*Philipp von Burgund* (Philipp der Gute), einziger Sohn Herzog Johanns, Jakobas Lieblingscousin und später ihr bedeutendster Gegner

*Michaela*, erste Gemahlin von Philipp dem Guten, Tochter des französischen Königs

*Bona von Artois*, zweite Gemahlin Philipps des Guten







*Isabella von Portugal*, dritte und letzte Gemahlin Philipps des Guten

*Herzog Anton von Brabant*, Johann ohne Furchts Bruder, fällt in Azincourt

*Jan von Brabant*, Sohn von Herzog Anton, Jakobas zweiter Ehemann

*Anna von Burgund*, Philipps Schwester, heiratet John von Bedford

### **Französisches Königshaus**

*Karl VI.*, König von Frankreich, zuzeiten umnachtet

*Isabella von Bayern*, machtbewusste Königin von Frankreich

*Ludwig*, Kronprinz von Frankreich

*Jean von Touraine*, Kronprinz von Frankreich, Jakobas erster Gemahl

*Karl*, Kronprinz von Frankreich, späterer König Karl VII.

### **Der englische Königshof**

*Heinrich V.*, König von England

*Katharina*, Königin von England, Tochter des französischen Königs

*Heinrich VI.*, König von England, später auch König von Frankreich, Jakobas Patensohn

*Humphrey von Gloucester*, Bruder von Heinrich V., Jakobas dritter Gemahl

*John von Bedford*, Bruder von Heinrich V., später Regent von Frankreich





*Henry Beaufort*, Bischof von Winchester, Kanzler und Onkel von König Heinrich V.

*Eleanor Cobham*, Jakobas englische Hofdame, später Humphreys Gemahlin, in Zauberkünsten bewandert

### **Weitere Personen**

*Elisabeth Görlitz von Luxemburg*, zweite Gemahlin von Herzog Anton von Brabant, heiratet nach dessen Tod in Azincourt Johann den Unbarmherzigen und befindet sich oft in Geldnot

*Frank von Borselen*, Seeländischer Adliger, Vertrauter Philipps des Guten, Jakobas vierter Ehemann

*Marjan*, Jakobas Kinderfrau mit rätselhafter Vergangenheit

*David*, Hofnarr

*Jan von Vliet*, Ritter Jakobas und später Ehemann ihrer Schwester Beatrix

*Dirk von der Merwede*, Jakobas treuster Ritter

*Willem van den Berg*, Herzog Jan von Brabants Oberschatzmeister





## 1. KAPITEL

### Die Kindsbraut

1406–1415

Es war noch dunkel, als Jakoba aufwachte. Mit Hagel durchsetzter Gewitterregen peitschte gegen die Fenster, und wie ein Klageweib heulte der Sturmwind um das alte Gemäuer von Schloss Le Quesnoy. Zitternd setzte sich das Kind auf, zog die Beine an und wickelte sich in seine Decken ein. Ein Blitz erhellte für einen Augenblick das Zimmer. Vor dem Bett stand eine fremde Frau in einem weißen Nachtgewand. Ihr Gesicht war hohnverzerrt, und in der Hand hielt sie etwas Rotes aus Stoff. Jakoba wich zurück und schrie. Ein Donnerschlag erstickte den Ruf. Beim nächsten Blitz war die Erscheinung verschwunden.

Mit den Decken um die Schultern kroch Jakoba aus dem Bett und tastete sich zum Lager ihrer Kinderfrau vor. Als sie mit den Füßen gegen einen umgestürzten Bierkrug stieß und das pfeifende Schnarchen Mechthilds vernahm, wusste Jakoba, dass sie hier vergeblich Schutz suchte. Wo konnte sie hin? Natürlich zum Vater. Wenn er nur nicht wieder die Nacht bei einer der anderen Frauen verbrachte! Jakoba mochte diese Frauen nicht, die so viel Aufmerksamkeit ihres Vaters einforderten und ihm einen Sohn nach dem anderen gebären. Sie brauche nicht eifersüchtig zu sein, hatte der Vater ihr oft versichert. Die Bastarde habe er zwar auch ein bisschen lieb, aber sie sei und bleibe seine einzige Erbin. Dereinst werde sie Gräfin von Holland, Seeland und dem Hennegau sowie Herrin von Friesland sein und zudem auch noch gewiss schöne Titel ihres künftigen Gemahls führen.

Auf dem kalten, zugigen Gang vor ihrem Zimmer blieb Jakoba unschlüssig stehen, bis sie zwischen den Donnerschlägen gedämpftes Stimmengewirr hörte. Eilig lief sie den von nur einer Fackel erleuchteten





Gang entlang bis zur Empore, von der aus sie den Rittersaal überblicken konnte.

Das Gelage war noch im Gange, auch wenn die Spielleute bis auf eine dunkelhaarige Harfenspielerin ihre Instrumente schon niedergelegt hatten. Jakoba sah nur noch einen Hund, der unter den Tischen nach Essbarem fahndete. Die anderen Tiere lagen dicht aneinandergedrängt vor dem geflochtenen Ofenschirm an der großen Feuerstelle. Am fernen Ende des Saals stritten sich zwei Ritter um eine Frau, der das Brusttuch bereits abhandengekommen war, und die nur noch halbherzige Anstrengungen unternahm, die Hände der Männer abzuwehren. Viele von Wein oder Bier schwer gewordene Köpfe ruhten zwischen Schüsseln auf den bekleckerten Tischen. Manch ein Zecher war von der Bank gerutscht, und aus unbeleuchteten Ecken drang unterdrücktes Kichern. Zu kurz zuckten die Blitze, als dass Jakoba hätte erkennen können, was die bewegten Leiber dort trieben.

Direkt unter ihr stand der erhöhte Tisch ihrer Eltern. Sie traute sich nicht, den Kopf übers Geländer der Empore zu halten, da sie nicht wusste, wie weit der Schein der Kerzen in den hohen Ständern und der Fackeln in den geschmiedeten Haltern reichte. Sie sah nur das Ende der langen Tafel, wo sich der winzige Tischhund ihrer Mutter auf die Hinterbeinchen gestellt hatte und versuchte, an die Speisereste im silbernen Almosenschiff heranzukommen. Der Aufschneider säbelte am Tranchiertisch ein Stück vom Hirschkuhbraten ab und hielt es dem Hündchen hin. Jakoba verzog das Gesicht, als er sich danach in die Hand schnäuzte. Er nahm dafür nicht, wie es sich gehörte, die Hand, die das Messer hielt, sondern die, mit der er aß.

Ihr war schon öfter aufgefallen, dass sich Erwachsene offensichtlich nicht an die zehn Tischregeln zu halten hatten, die ihrer Mutter Marguerite als eine wichtige Erziehungsgrundlage galten. Sie hatte mit eigenen Augen gesehen, wie Würdenträger ihre Zähne am Tischtuch gesäubert hatten. Sogar ihr Vater tunkte Bissen ins Salzfass und spuckte zerkaute Fleischstücke aus. »Quod licet jovi, non licet bovi«, bemerkte Marguerite kühl, wenn Jakoba sie darauf hinwies. Gut, ihr Vater war vielleicht





so etwas wie ein Gott, aber das machte seine Tochter doch nicht zum Rindvieh!

Diener sammelten von einigen Tischen die Essunterlagen ein, jene saucengetränkten Brotscheiben, auf denen noch Fleisch- und Geflügelreste klebten und die zusammen mit dem Inhalt des Almosenschiffes an die wartenden Armen der Umgebung vor dem Tor des Schlosses verteilt wurden. Jakoba gruselte sich jeden Tag aufs Neue vor den dunklen abgerissenen Gestalten mit wirren Haaren, wilden Augen und widerlichen Hautkrankheiten, die sich um diese Krumen von den Tischen der Reichen rissen.

Ihren Vater, der mit dem Rücken zum Kamin am Kopfende saß, konnte sie nicht sehen, aber sie horchte auf, als er in seinem hölzernen Französisch rief: »Meine Tochter ist also Teil eines Kuhhandels! Ihr habt Jakoba verkauft.«

Jakoba erstarrte. Verkaufen hieß nie wiedersehen. Das hatte sie gelernt, als ihr Lieblingspferd verkauft worden war. Und jetzt hatte man sie selbst verkauft! Was bedeutete das? War sie dann doch eine Art Rindvieh? Ihr Vater konnte nicht zulassen, dass sie verkauft wurde, er war Herzog Wilhelm, Graf von Holland, Seeland und dem Hennegau, der mächtigste Mann im Land, wie ihre Bastardschwester Beatrix behauptet hatte. Jakoba dachte nicht mehr an die Kerzen, die sie verraten könnten. Sie blickte über das Gelände auf die Köpfe darunter.

»Das ist das Los von Fürstentöchtern«, bemerkte der Bruder ihrer Mutter, Herzog Johann von Burgund, dem zu Ehren dieses Fest gegeben wurde. Jakoba erkannte ihn an seiner Stimme und der extravaganten Kleidung aus Goldtuch und violetter Seide. Sein Gesicht lag im Schatten der kompliziert gebundenen, üppigen Kopfbedeckung aus rotem Samt mit Rosen aus Rubinen.

»Natürlich musst du deine Tochter fortgeben.« Das war Johann von Bayern, der Bruder ihres Vaters, der mit diesen Worten seinen Platz als Lieblingsonkel bei Jakoba verspielte.

Sein Vater, Jakobas Großvater, der im vergangenen Jahr gestorbene Herzog Albrecht von Bayern, hatte seinem jüngsten Sohn die kirchliche Laufbahn vorgeschrieben und dessen Wahl zum Bischof von Lüttich ge-





regelt. Johann von Bayern wollte aber keine höhere Weihe als die zum Subdiakon empfangen. So war er gewissermaßen Bischof im Wartestand. Damit hielt er sich die Möglichkeit offen, aus dem Kirchendienst auszuscheiden, falls sich ihm etwas Interessanteres bieten sollte.

»Wenn man bedenkt, ...« Die klangvolle, aber kalte Stimme ihrer Mutter Marguerite ließ Jakoba erschauern. »... dass du sie gleich nach der Geburt am Tag des Heiligen Jakob am liebsten ertränkt hättest ...«

»Verständlich«, meldete sich wieder Johann von Bayern, »wenn die Ehefrau nach sechzehnjähriger Ehe nur mit einer Tochter dienen kann. Jetzt ist Jakoba beinahe fünf. Wo bleibt der Erbe?«

Ein Blitz tauchte die Gesellschaft für einen Augenblick in grelles Licht. Mitten im Rittersaal sah Jakoba wieder die fremde Frau im weißen Gewand mit dem roten Stoff in der Hand. Ihre Füße schienen den Boden nicht zu berühren. Die Frau blickte zur Empore hinauf und fletschte die Zähne wie ein Hund, der gleich zubeißen würde. Jakoba floh. Sie rannte den Gang zurück zu ihrem Zimmer, riss die Tür auf, stürzte auf Mechtild zu und rüttelte die Kinderfrau wach.

»Lass das, Jakoba«, murrte Mechtild. »Geh ins Bett, sonst rufe ich den schwarzen Ritter, damit er dich holt.«

Noch eine Bedrohung! War sie denn nirgendwo sicher? Gab es niemanden, der sie beschützen konnte? Jakoba lief im Zimmer auf und ab, hatte Angst, ins Bett zu gehen und einzuschlafen. Wenn sie wieder aufwachte, würde man sie wie ihr Lieblingspferd an einer Leine aus dem Schloss führen. Sie war verkauft worden und konnte gar nichts dagegen unternehmen. Wirklich nicht? Wenn sie nun weglief ...

Sie stellte sich ans Fenster und sah hinaus. Das Gewitter hatte sich verzogen, und in der Ferne, hinter der dunklen Linie des Waldes, rötete sich der Himmel. »Hinter dem Wald fängt die Welt an«, hatte die fünf Jahre ältere Beatrix gesagt.

»Was ist die Welt?«, hatte Jakoba wissen wollen. Sie erinnerte sich noch, wie Beatrix die Schultern gehoben und fragend »England?« gemurmelt hatte.





Engelland, das klang nach Schutz, nach Höherem, da musste sie hin. Irgendjemand würde sie dort unter die Fittiche nehmen. Vor ihrer Familie war sie nicht sicher.

Während Mechthild wieder gleichmäßig schnarchte, zog sich Jakoba einen Umhang über ihr Nachthemd, öffnete die Tür und schlich auf den Gang. Es gelang ihr, unbemerkt das Gebäude zu verlassen, den Schlossplatz zu überqueren und durch die Pferdeställe hinaus auf die Weide zu kommen. Sie begann zu rennen.

Am Ende der Weide fingen die Sümpfe an. Noch nie hatte sich Jakoba allein so weit vom Schloss entfernt. Sie rannte, so schnell sie konnte, und versuchte, nicht an die dunkle Linie des Waldes zu denken, die sie durchqueren musste, um in die Welt nach Engelland zu gelangen. Der Wald ohne Gnade, wie er in den Märchen hieß, der Wald, in dem Strauchritter ihr Unwesen trieben, erschien ihr jetzt viel weniger bedrohlich als die Aussicht, verkauft zu werden. Wer immer sie erwerben wollte, würde wahrscheinlich wenig für sie zahlen müssen.

»Ein Mädchen ist nichts wert.« Oft genug hatte sie diesen Spruch gehört. Sie hoffte, die Koblode, Feen, Elfen und anderen Waldgeister schliefen noch oder waren ihr freundlich gesinnt. Hexen hielten ihre Zusammenkünfte bekanntermaßen auch im Wald ab, wo sie dem Teufel oder ihrer Göttin kleine Kinder opferten. Aber Hexen scheuten das Licht und würden Jakoba wohl kaum im Morgengrauen auflauern.

Einmal stolperte sie über eine Wurzel, fiel und schlug sich das Knie auf. Sie setzte sich auf den feuchten Boden und begann bitterlich zu weinen. Es war kalt, und sie erwog zurückzukehren. Doch als sie sich umwandte, schien das Schloss weiter entfernt zu sein als der Wald. Und dahinter begann die Welt ...

Sie stand auf, kam aber nur langsam vorwärts, weil ihr die Füße im Schlamm schwer wurden. Solange sie sich erinnern konnte, hatte man sie vor den Sümpfen gewarnt, und bald verstand sie, warum. Sie konnte den rechten Fuß nicht mehr aus dem Schlamm ziehen und spürte, wie auch der linke immer tiefer einsank. Als ob irgendeine große Macht unter der Erde sie zu sich hinabsaugen wollte.





»Hilfe!«, schrie Jakoba. »Papa! Hilfe!« Ein paar Vögel flogen hoch und irgendwo krächzte ein Rabe. Ein schlechtes Zeichen. Würde der Vater ihr wirklich zu Hilfe eilen? Hatte er sie bei der Geburt nicht ertränken wollen? Jakoba stieß gellende Laute aus.

Inzwischen steckte sie schon bis zu den Oberschenkeln fest. Sie beugte sich vor, suchte Halt an einem Grasbüschel und weinte laut, als sie es mitsamt seinem Wurzelwerk in der Hand hielt. Das Gesicht ihres Cousins Philipp erschien vor ihr, aber es war nur ein Trugbild, denn er lächelte zufrieden. Philipp, Herzog Johann von Burgunds Sohn, war ihr Lieblingscousin, er würde sie nicht untergehen lassen. Doch er schlief jetzt im Schloss und konnte nicht wissen, dass sie von der Erde verschluckt wurde. Eine winzige Hoffnung stieg in Jakoba auf: Philipp hatte in der Vergangenheit schon oft ihre Gedanken erraten, ihr lachend versichert, er habe Zugang zu den geheimen Kammern in ihrem Kopf. Sie glaubte ihm, denn mit niemandem – nicht einmal mit ihrem Vater – fühlte sie sich enger verbunden. Verzweifelt versuchte sie ihren Gedanken Flügel zu verleihen, sie durch die dicken Wände des Schlosses und in Philipps Kopf dringen zu lassen.

»Philipp!«, rief sie verzweifelt. Aber wie sollte er so schnell zu ihrer Rettung kommen können? Der Schlamm hatte schon ihre Mitte erreicht, als sie plötzlich eine Stimme hörte.

»Bleib still, strample nicht so, sonst versinkst du noch schneller.«

Sie wandte den Kopf. Der Körper des Sprechers schien weiter entfernt zu sein als seine Stimme. Erst als sie genauer hinsah, erkannte sie, dass ein Zwerg zu ihr sprach. Sie atmete tief durch. Dieser Waldgeist schien ihr gewogen zu sein. Er legte sich auf den Bauch, rutschte langsam zu ihr hinüber und hielt ihr einen langen Ast hin.

»Zieh dich daran hoch!«

Er war fast so groß wie sie, stellte sie fest, als sie nach ihrer Rettung zitternd neben ihm stand. »Dank dir, guter Waldgeist«, sagte sie höflich. Sie wusste nicht genau, was die Etikette im Umgang mit Geistern verlangte.

Er lachte fröhlich. »Ich bin kein Geist, sondern David vom Jagdforst Mormal, ein ganz normaler Sterblicher, nur eben ein bisschen kürzer







als die meisten. Das hat den Vorteil, dass ich nicht tief falle, wenn ich stolpere.«

»Aber ich habe dich noch nie gesehen«, wunderte sich Jakoba.

»Du kannst nicht jeden in der Grafschaft kennen«, erwiderte er und reichte ihr wie einer erwachsenen Dame den Arm. »Ich bringe dich zu meiner Mutter. Du musst gewaschen werden und andere Kleidung anziehen.«

Am Arm des Zwerges verlor Jakoba jede Angst, als sie den Wald betrat. Zum ersten Mal seit jener fürchterlichen Nachricht fühlte sie sich sicher. Es gab keinen Pfad, aber David schien sich an Bäumen und Büschen zu orientieren. Nach einem kurzen Marsch erreichten sie eine Lichtung. Hier stand eine kleine Lehmhütte mit weit heruntergezogenem Erddach, umgeben von dem ordentlichsten Kräutergarten, den Jakoba je gesehen hatte. Eine Frau in einem einfachen braunen Kleid, das mit einem Stoffgürtel in der Mitte zusammengehalten wurde, öffnete die Tür. Ihr Kopf war unbedeckt, und blonde Locken fielen ihr über die Schultern. So schön und hochgewachsen hatte sich Jakoba die Mutter des Zwergs nicht vorgestellt.

Ohne Fragen zu stellen zog sie das Mädchen ins Haus.

»Geh zum Brunnen, hol Wasser und bleib dann draußen«, sagte sie zu ihrem Sohn.

»Ich bin Marjan«, erklärte sie, während sie Jakoba mit gewandten Händen auskleidete und dann auf einen Schemel setzte. »Und du bist des Herzogs Tochter, auch wenn ich keine Ähnlichkeit zu deiner Frau Mutter feststellen kann. Wir richten dich wieder her, und dann bringe ich dich zurück zum Schloss.«

»Nein, bitte nicht!«, entfuhr es Jakoba.

Während Marjan eine in Wein getränkte Kräuterpackung um ihr Knie band, erzählte das Kind seine Geschichte.

Marjan lachte. »Du arme Kleine!«, rief sie. »Natürlich wirst du nicht verkauft. Deine Familie hat einen Gemahl für dich gefunden, das ist gar nicht so schlimm, denn den wirst du brauchen, wenn du später über dieses Land herrschen willst. Du hast das falsch verstanden, Jakoba, und das kommt davon, wenn man heimlich lauscht.«





Jakoba ließ den Kopf hängen. »Aber da ist noch was«, flüsterte sie, »eine unheimliche weiße Frau. Ich habe sie bei mir im Zimmer gesehen und später im Rittersaal. Sie stand nicht auf dem Boden und sie hatte etwas Rotes in der Hand.«

»Eine weiße Frau?«, fragte Marjan betroffen. Weiße Frauen galten als Vorboten des Todes.

»Ja«, erwiderte Jakoba, und ihre Augen, die Marjan an die Nordsee bei heftigem Sturm erinnerten, weiteten sich: »Ich habe sie ganz deutlich gesehen. So wie Philipp vorhin im Sumpf. Aber er war gar nicht da. Er ist mit seinem Vater zu Besuch bei uns. Im Schloss.«

Marjan zog das Kind an sich und streichelte ihm sanft über den Kopf. »Passiert das öfter, dass du Dinge siehst, die gar nicht da sind?«, fragte sie langsam.

»Für mich sind sie da, auch wenn sie oft kleiner und heller aussehen als in Wirklichkeit«, erwiderte Jakoba. »Aber wenn ich sie anfassen will, dann sind sie weg. Wie Monchou.«

Sie begann zu weinen. Nachdem ihr Marjan einen Becher Wasser gereicht hatte, erzählte sie von ihrem Hündchen. Monchou hatte vor wenigen Wochen zu ihren Füßen gespielt, als sie plötzlich einer Szene gewahr wurde, in der die Hufe eines schwarzen Hengstes das Hündchen zerdrückten. Sie hatte Monchou in ihre Arme genommen und über das Bild geweint. Drei Tage später geschah das Unglück genau wie sie es vorhergesehen hatte. »Und dann habe ich wieder geweint«, schloss sie.

»Hast du irgendjemandem davon erzählt?«, fragte Marjan.

»Pater Lukas. Er hat das Kreuz gemacht und mir gesagt, dass ich mich vor Dämonen hüten soll, sonst nähme es ein schlechtes Ende mit mir. Dass ich den Teufel nicht versuchen dürfe. Einen ganzen Tag lang musste ich ohne Pause ein Gebet sprechen.« Tränen stiegen Jakoba in die Augen, als sie mit monotoner Stimme zitierte: »Forsachistu diabolae? Ek forsacho diabolae. End allum diabolgelde? Ek forsacho allum diabolgelde. End allum diaboles werkum? End ek forsacho allum diaboles werkum and wordum.« (Entsagst du dem Teufel? Ich entsage dem Teufel. Und dem ganzen Teufelspack? Ich entsage dem ganzen Teufels-





pack. Und allen Werken des Teufels? Und ich entsage allen Werken und Worten des Teufels.)

Jakoba stampfte mit einem Fuß auf. »Aber ich habe doch gar nichts getan!«

Marjan stand auf und durchquerte die Hütte. Ein winziges Fenster ließ nur wenig Tageslicht ein, aber die Feuerstelle mitten im Raum verbreitete behagliche Wärme. Durch ein Loch im Dach zogen Rauch und Dampf ab. Jakoba sah sich neugierig um. Es stimmte also, dass arme Leute nur ein Zimmer und keine Wandbehänge hatten! Aber wo bewahrte Marjan Kleidung, Wäsche, Tischgerät und andere Gegenstände des täglichen Bedarfs auf? Die kleine Truhe neben dem grob gezimmerten Küchentisch würde höchstens Platz für eins der juwelenbesetzten Kleider ihrer Mutter bieten. Es gab noch eine Bank, zwei Schemel und ein großes Bett neben der Feuerstelle, auf der in einem eisernen Topf eine wohlriechende Suppe brodelte. Büschel getrockneter Kräuter hingen von der Decke, und auf einem Regal waren harte Käselaibe aufgereiht. Jetzt erst merkte Jakoba, dass sie Hunger hatte. Aber durfte sie Essen zu sich nehmen, das in dieser Hütte ohne Küchenmeister zubereitet wurde? Vielleicht würde es solche Geschwüre in ihrem Gesicht hervorrufen, wie sie sie bei einigen Armen gesehen hatte. Vielleicht würde ihr eine Hand abfallen. Oder sie würde aufhören zu wachsen, wie der Sohn dieser Frau. Aber vielleicht könnte das sogar ihre Rettung sein. Beschädigte Ware würde ihr Käufer gewiss nicht annehmen wollen.

»Ich habe Hunger!«, übertönte sie das Meckern der Ziege, die an einem der Bettpfosten angebunden war.

»Nimm dir von der Suppe«, forderte Marjan sie auf. »Schüssel und Löffel findest du auf dem Tisch. Aber pass auf, dass dein Verband nicht verrutscht.« Jakoba blieb sitzen. Sie hatte Angst, sich dem Feuer zu nähern, und sie wusste nicht, wie sie die heiße Suppe in eine Schüssel befördern sollte.

Marjan hob einen schweren Tonkrug vom Boden, drehte ihn um und entnahm ihm einen kleinen, ovalen weißen Stein, der rötlich schimmerte. Er war ganz glatt, als ob er vom Wasser der Jahrtausende geschliffen worden wäre.





»Nimm diesen Stein, Jakoba, und bewahre ihn gut. Jedes Mal, wenn sich eines der Gesichte zeigen will, schau auf den Stein und drehe ihn dann in deiner Hand. Die Seele des Steins wird das Bild zum Verschwinden bringen.«

Jakoba ließ den Stein fallen und starrte Marjan entsetzt an.

»Du bist eine Hexe! Pater Lukas hat gesagt, dass Hexen an die Macht von Steinen, Bäumen und Pflanzen glauben! Ek forsacho diabolae ...«

Marjan bückte sich und hob den Stein wieder auf.

»Natürlich haben Bäume und Pflanzen Macht. Wie könnten sie sonst wachsen? Sogar Steine verändern sich, wenn auch sehr viel langsamer. Und wer, denkst du, hat in all diese Dinge die Macht gesteckt?«

»Gott?«, fragte Jakoba flüsternd.

»Genau. Dein Pater Lukas hat recht, wenn er sagt, die alten Gebräuche, die heidnischen Sitten seien verwerflich, wenn sie sich gegen Gottes Gesetze richten. Sei unbesorgt, Jakoba, ich bin eine Dienerin Gottes.«

Ja, als eine solche hatte Marjan einst im Kloster gelebt. Bis zu jenem Tag, an dem sie ihr Gelübde gebrochen hatte und mit dem Zwerg geflohen war. Aber auch dies hatte sie zu Ehren Gottes getan. Es konnte nicht in seinem Sinne sein, dass dieses missgestaltete Wesen ertränkt wurde, so wie es von hoher irdischer und vorzüglich zahlender Stelle angeordnet worden war. Sie drückte Jakoba den Stein in die Hand. Wie von selbst schlossen sich die Finger des Kindes um das glatte Objekt. Es fühlte sich gut an.

»Du solltest in jedes Kleid eine kleine Tasche nähen lassen, damit du ihn immer bei dir hast«, schlug Marjan vor. Mit einem großen hölzernen Löffel füllte sie eine Suppenschüssel und reichte sie dem Mädchen.

»Wenn du dich gestärkt hast, brechen wir auf. Deine Eltern werden sich sorgen.«

»Kann ich nicht lieber bei dir bleiben?«, fragte Jakoba und setzte die Schüssel an den Mund. Sie strahlte Marjan an. Noch nie hatte ihr eine Suppe so gut geschmeckt.

Es kam anders. Marjan und David blieben bei Jakoba auf dem Schloss.





Herzog Wilhelm jagte Mechthild davon und bot Marjan die freige-wordene Stelle als Kinderfrau an. Ein solches Anerbieten war ein Befehl. Trotzdem versuchte Marjan Einwände geltend zu machen. Sie müsse sich um David kümmern.

Herzog Wilhelm fand auch hier hierfür eine Lösung: David habe eine schöne Stimme, sei klug und amüsant. Mit entsprechender Ausbildung könne er sich zu einem hervorragenden Troubadour und Hofnarren entwickeln. Zwerge seien doch viel zu kostbar, als dass man sie verstecken dürfe! Er werde ihm die Laute überlassen, die der Herzog von Burgund von seinem letzten Kreuzzug mitgebracht habe.

Sie könne ihren Kräutergarten und ihre Ziegenherde nicht im Stich lassen, argumentierte Marjan. Herzog Wilhelm gab augenblicklich Befehl, sämtliche Kräuter auszugraben und im Küchengarten des Schlosses einzupflanzen. Die Ziegenherde werde auf seinen Weiden besser gedeihen als im Wald, versicherte er. Und er ließ eine Drohung mitschwingen: Das Häuschen im Wald sei ohne seine Genehmigung errichtet worden, und er könne sich nicht erinnern, dass irgendein Forstbewohner dafür jemals Abgaben bezahlt hätte. Wenn er ihr die Rechnung präsentierte, würde ihr nur noch ein Leben als Tagelöhnerin bleiben.

Marjan gab nach. Sie hatte im Laufe ihres Lebens genügend verödete Höfe gesehen und die Bauern bedauert, die ihren Besitz im Stich hatten lassen müssen, um sich als Knechte zu verdingen. Seitdem die Geldrente die Steuer in Form von Naturalien abgelöst hatte, der Ernteertrag also nicht mehr maßgeblich für die Abgaben war, flüchteten in schlechten Jahren immer mehr Bauern von ihren Höfen. Die teilweise Aufhebung der Leibeigenschaft hatte eine andere Form der Sklaverei hervorgerufen.

Herzogin Marguerite betrachtete die neue Kinderfrau mit Argwohn. Nicht etwa, weil sie befürchtete, der Herzog könne der Schönheit Marjans erliegen. Es war ihr nur recht, wenn er seine Freuden – ebenso wie sie – anderswo suchte und sie in Ruhe ließ. Doch irgendetwas an Marjan kam ihr bekannt vor, schien sie an einen unangenehmen Vorfall zu gemahnen. Es ärgerte sie, nicht dahinterzukommen, was dies gewesen sein mochte. Auf ihre Frage, ob sie einander schon einmal begegnet seien, hatte Marjan





erwidert, dass sich zwar die Wege vieler Menschen kreuzten, die Herzogin aber auf der Falkenjagd nie in die Nähe ihres Häuschens gekommen sei.

Den Zwerg hatte Marguerite sofort ins Herz geschlossen. Sie ernannte ihn augenblicklich zu ihrem persönlichen Pagen.

»Eine bessere Ausbildung als in der Kemenate meiner Schwester kann sich ein künftiger Hofnarr kaum wünschen«, meinte Johann von Burgund beim Abendessen und fügte schnell hinzu, als sich Wilhelms Stirn umwölkte: »Sie ist die Meisterin der zarten Worte, der Zwischentöne und des feinen Stichs.«

»Du meinst also, meine Frau hat die Gabe der burgundischen Diplomatie in unser barbarisches Land gebracht?«, fragte Wilhelm. »Wenn dein Sohn sie auch geerbt hat, dann soll er doch meiner Tochter deine Pläne mitteilen. Es bricht mir das Herz, dass sie glaubte, ich wollte sie ertränken! Und dass wir sie verkaufen würden!«

»Das waren in der Tat deine Worte«, bemerkte Johann von Burgund und wischte sich den Mund mit dem weiten Ärmel ab, ehe er zu seinem Pokal griff.

Herzog Wilhelm lief rot an.

»Du hast mit dem französischen Hof verhandelt, mein Lieber, nicht ich, ihr Vater. Ich würde meine Tochter lieber einem holländischen, seeländischen oder hennegausischen Edelmann anvertrauen, der weiß, wie es um unsere Länder steht. Der den Kabeljauen zeigt, was ein echter Haken ist! So ein verweichlichtes Knäblein vom französischen Hof passt nicht zu uns. Außerdem könnte er die Krankheit seines Vaters geerbt haben ...«

Johann von Burgund schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Oder den bayerischen Dickschädel seiner Mutter Isabella! Dann würde er hier doch vorzüglich gedeihen!« Er verzog das Gesicht, deutete auf den Schweinebraten und wandte sich an den Truchsess: »Zu wenig Ingwer, mein Lieber, und saure Äpfel wären besser gewesen.« Der Truchsess nickte bekümmert. »Aber dafür ist das Blancmanger außerordentlich gut gelungen«, lobte der Herzog. »Weißfleisch von Kapaunen ist eben schmackhafter als das von Hühnern! Mein Küchenmeister Gilles Parail-





le hätte die Speise allerdings noch mit gerösteten Mandeln und Granatapfelkernen serviert.«

Wilhelm von Bayern biss sich auf die Lippen. Es konnte offenbar keine Mahlzeit ohne den Hinweis auf Johans berühmten Koch vergehen. Zahlreiche Fürstenhäuser hatten sich um die Dienste des begnadeten Küchenmeisters gerissen. Auch Wilhelm hatte ihm fürstliche Entlohnung und reiche Güter versprochen. Aber Gilles Paraille hatte sich für den Hof in Dijon entschieden, da er dort – wie der Herzog von Burgund nicht müde wurde zu zitieren – seine Kunst mit den feinsten Zutaten der Welt in der am besten ausgestatteten Küche der Christenheit – sieben Schornsteine! – ausüben könne.

»Übrigens hat mir der gefüllte Hammelbug bei meinem letzten Besuch auch vorzüglich gemundet«, fuhr Johann fort.

»Wird morgen wieder serviert«, beeilte sich Marguerite zu versichern. Sie erntete einen strafenden Blick ihres Bruders.

»Fleisch am Mittwoch, Marguerite?« Er wandte sich an seinen Schwager Johann von Bayern: »Mich dünkt, du solltest diesen Haushalt in christlichem Brauchtum unterweisen.«

Herzog Wilhelm erwog eine scharfe Bemerkung. Was sollte er sich noch alles von dem arroganten Burgunder gefallen lassen! Da meldete sich dessen neunjähriger Sohn Philipp zu Wort.

»Meine verehrte Tante hat sich nur im Wochentag geirrt«, sagte er versöhnlich.

Am nächsten Morgen machte sich Philipp daran, Jakoba Unterricht im Schachspiel zu erteilen. Mit dem Brett und einem Sack voller fein geschnittener Figuren setzte er sich zu seiner Cousine in die Fensterbank des blauen Zimmers, dessen Bezeichnung von den vielen, meist in Blautönen angefertigten Wandteppichen herrührte, die den Steinmauern die Kälte nahmen.

»Du hast in deinem Traum wirklich gehört, wie ich dich gerufen habe?«, fragte Jakoba aufgeregt und blickte Philipp eindringlich in die schönen hellgrauen Augen.

